

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 166. Bromberg, den 23. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

von Leo Perutz und Paul Frank.

Ich kann Ihnen die Erregung nicht schildern, die mich ergriff. Nie vorher in meinem Leben habe ich ein so grausam wahres Bild der Trostlosigkeit des Alters gesehen. Der Hund, der vor einer kleinen Viertelstunde der Übermut und die Tollheit selbst gewesen war, und der jetzt kraftlos auf der Erde lag, zu müde, um die Fliegen zu verscheuchen, das war in einer Art erschreckend und schauerlich, die ich Ihnen heute schwer begreiflich machen kann. „Billy!" rief ich nochmals. Der Hund wendete noch einmal den Kopf nach mir und begann kläglich zu winseln.

„Genug!" rief ich Ulam Singh zu. „Es ist genug!"

Ulam Singh schrak empor, holte tief Atem und blickte mich an. Dann wies er auf den Hund und lächelte.

Nach einigen Augenblicken stand er langsam auf, ging einigemal in der Veranda hin und her und blieb vor dem Hunde stehen mit einem Blick, der Triumph auszudrücken schien und zugleich den Wunsch nach Lob und Anerkennung. Dann bückte er sich, nahm eine von den glühenden Kohlen in die Hand und näherte sich dem Hund.

Das Tier rührte sich nicht, obwohl die rotglühende Kohle seinem Kopfe näher und näher kam. Erst als die Glut ihm die Haare versengte, schnupperte er ein wenig und bog dann den Kopf schläfrig zur Seite. Der Hund war blind vor Alter, und das war es, was Ulam Singh mir hatte zeigen wollen.

Ich habe eiserne Nerven, aber das alles war mehr, als ich ertragen konnte. Es schien mir, als wäre das Tier an der äußersten Grenze seines Daseins angelangt, als müsse der dünne Faden, der es am Leben hielt, im nächsten Augenblick zerreißen. Ich sprang auf und verlangte von Ulam Singh — — ich glaube in sehr wirren und unzusammenhängenden Worten — — die Beendigung des Experimentes.

Ulam Singh beeilte sich nicht eben sehr. Er warf wieder sein Pulverpräparat auf die Kohlenglut, ließ sich langsam und umständlich nieder, schöpfte einige Male tief Atem und nahm endlich die Positur der Lotusblume wieder ein — alles das sehr bedächtig und langsam, wie jemand, der durchaus keine Eile hat.

Diesmal beachtete ich sein Verhalten nicht weiter, sondern konzentrierte meine ganze Aufmerksamkeit auf den Hund. Einige Minuten hindurch konnte ich keine Veränderung an ihm wahrnehmen. Mit einem Male hob er scharf und kurz den Kopf, wurde unruhig, stieß Laute aus, aber kein Winseln mehr, sondern ein Knurren, und im gleichen Moment sah ich plötzlich wieder Leben und Bewegung in seinen Augen, er blickte zu mir auf, erkannte mich und da schoß mir zum erstenmal jener wahnwitzige Gedanke durch den Kopf, der mich seither nicht wieder loslassen wollte!

Ich sah, daß das Experiment geglückt war. Und da durchfuhr es mich: der Versuch mußte wiederholt werden! Das alles mußte ich nochmals sehen — aber nicht an einem Tiere, nicht an einer Pflanze, nein! An mir selbst!

Es war Wahnsinn, Doktor, der mir den Gedanken einblies. Tolle Begierde nach dem Unbekannten, Lust, mich ins Dunkle und Ungewisse zu wagen. Derselbe Trieb, der mich zwingt, einen glatten steilen Felsenturm, an dem kein anderes Auge Griffe für Hände und Tritte für Füße erkennt, zu erklimmen.

Doch die Größe der Gefahr, die unerwartet hereinbrechen sollte, konnte ich damals nicht ahnen. Sonst hätte ich niemals den frivolen und verbrecherischen Gedanken gefaßt, auch meine Tochter, mein einziges Kind, in die Sache hineinzuziehen. Ja, auch an ihr sollte das Experiment ausgeführt werden, ich war begierig danach, das Kind eine Minute lang in der vollen Schönheit eines reifen Weibes zu sehen, ich wollte in ihre Zukunft blicken, ich malte mir aus, daß sie dann ihrer toten Mutter ähnlich sehen müßte, die eine wunderschöne Frau gewesen ist — und da schlug plötzlich Lärm an mein Ohr — der Sessel war umgestürzt, an den der Hund gebunden war, Billy tollte in der Veranda umher, sprang auf den Tisch, kläffte, war wild, ausgelassen, übermütig, jung wie vorher — und in mir hatte sich jener Entschluß festgebohrt und festgefressen, der für mich viele Stunden der Angst und der Verzweiflung in sich bergen sollte, und für Ulam Singh den Tod.

Das letzte Experiment.

Der Baron schwieg eine kurze Weile hindurch, nahm sein Taschentuch vom Halse und besah die Blutflecken.

„Doktor!" sagte er dann, „Sie müssen die Güte haben, sich die Schnittwunde an meinem Halse anzusehen. Sie blutet unausgesetzt. Ich habe Ihnen wohl schon gesagt, daß ich vor ein paar Tagen am Nacken geschnitten worden bin. Natürlich: Gestern haben Sie ja vergeblich die Wunde unter dem Verbande gesucht — nun, da ist sie, Doktor, sehen Sie sich sie an. Ein bißchen Watte und ein kleines Stück Leinwand! So, das genügt schon, und jetzt will ich in meinem Bericht fortfahren.

Was ich Ihnen jetzt erzähle, wird für immer zwischen uns ein Geheimnis bleiben. Nur mein Diener Philipp weiß noch davon, sonst kein Mensch im ganzen Hause. Das Aushilfspersonal, das ich gestern in aller Eile aufgenommen habe, wird abgelohnt und packt seine Sachen; in einer halben Stunde werden die Leute das Haus verlassen haben, keiner von ihnen wird mich zu Gesicht bekommen. Die alte Dienerschaft, die ich auf mein mährisches Gut geschickt habe, ist bereits telegraphisch zurückbefohlen. Sie werden mich alle genau so antreffen, wie sie mich vor ihrer Abreise gesehen haben. Kein Mensch wird wissen, daß ich inzwischen zwei Tage lang ein alter Mann gewesen bin. —

Das verhängnisvolle Experiment fand vorgestern um vier Uhr nachmittag in meinem Treibhaus statt. Ich hatte erwartet, daß Ulam Singh einige Schwierigkeiten machen werde, aber meine unverhohlene Bewunderung und das Interesse, das ich an seinen Versuchen nahm, machten ihm anscheinend solche Freude, daß er zu allem, was ich verlangte, bereit war.

Langsam und umständlich, wie immer, nahm er die Prozedur vor, die er „die Reinigung des Körperinnern“ nannte. Ich stand indessen neben dem dünnen Stämmchen, das Sie dort sehen, einem Mangobaum, der erst ein paar Monate alt ist; er war mir kurz zuvor aus Ceylon zugeschickt worden, und Ulam Singh hatte ihn am Vormittag jenes Tages im Treibhause eingepflanzt. Während Ulam Singh das Hanfpräparat auf die glühende Kohle schüttete und sich sodann in die „Positur der Lotusblume“ niederließ, besah ich den Mangobaum und hatte meine Freude an den schönen, blaugrünen Lanzettblättern. Gretl, die keine Ahnung davon hatte, was ich mit ihr beabsichtigte, spielte mit ihrer Springschnur unbekümmert um das, was um sie vorging; nur der Qualm des glimmenden Hanfes war ihr unangenehm, sie hustete und rieb sich die Augen. Ich beobachtete indessen das Anschwellen der Schlagadern an der Stirn Ulam Singhs, und die ersten Minuten vergingen, ohne daß ich eine Veränderung an mir selbst wahrnehmen konnte.

Das erste Auffällige, das ich spürte, war ein leiser Schmerz im Zahnfleisch, das heißt, es war eigentlich kein richtiger Schmerz, sondern eher eine gewisse Unruhe. Auch Gretl schien etwas Ähnliches zu fühlen, denn ich konnte beobachten, wie sie mehrmals mit der Hand über ihre Backen strich. Diese Erscheinung verging aber bei mir sehr bald, statt ihrer stellte sich ein leises Prickeln auf der Kopfhaut ein — ich notierte mir diese Beobachtungen samt den genauen Zeitangaben in mein Taschenbuch. Gleich darauf klagte Gretl über Schmerzen im Fuß. Sie setzte sich auf den Boden nieder und zog die Schuhe aus; ich konnte mir das nur damit erklären, daß ihr die Schuhe zu eng wurden. Gleichzeitig sah ich, daß eines der Schürzenbänder gerissen war; ein Knopf sprang ab, und ein paar Nähte platzten. Es war klar, daß ihr Körper gegen das Kinderkleidchen zu rebellieren begann.

Jetzt stellten sich auch bei mir neue Erscheinungen ein, solche recht lästiger Art: ein starker Druck im Hinterkopf, ein dumpfer Schmerz im Kreuz und in den Handgelenken, dazu ein gewisses Gefühl der Leere und der Müdigkeit. Ich glaubte es plötzlich in allen Gliedern zu fühlen, daß ich im Begriffe war, ein alter Mann zu werden. Eine unbeschreibliche Angst erfaßte mich, aber ich drückte sie gewaltsam nieder und zwang mich, ruhig zu denken: in einer halben Stunde, sagte ich mir, ist alles wieder, wie es vorher war. Aber der Schmerz im Rückgrat nötigte mich doch, irgend etwas zu suchen, woran ich mich lehnen konnte. Nun wußte ich ja das dünne Mangobäumchen hinter mir, an das lehnte ich mich also, aber ganz leicht und in dem Bewußtsein, daß es sofort elastisch nachgeben werde. Doch es gab nicht nach, etwas Fremdes, Breites und Festes war hinter meinem Rücken, und ich drehte mich um.

Wie soll ich Ihnen jetzt meine Überraschung beschreiben, wie soll ich Ihnen schildern, wie mir zumute wurde bei der erstaunlichen Veränderung, die sich meinen Augen darbot. Unter dem Einfluß der Kräfte Ulam Singhs war nämlich auch der Mangobaum gewachsen, er war alt geworden, so wie ich alt geworden war, er stand da, ein starker, knorriger Stamm mit faustgroßen Früchten. Und rings um ihn war unendliches anderes Leben entstanden, über und über war er von Schlinggewächsen umsponnen, aus der Erde kam es hervor, von seinen Ästen ringelte es sich herab, Efeugeranke mit blauen, gelben und feuerroten Blüten — vor meinen Augen wuchs der indische Zaubergarten hervor, den Sie gestern gesehen haben, Pflanzen, die ich nie vorher gekannt habe, waren jetzt auf einmal da — Sie, Doktor, waren es, der mir zum erstenmal ihre Namen nannte. Ein Blütenmeer dehnte sich nach allen Seiten und wurde zum undurchdringlichen Dschungel. Aus allen Richtungen wurde ich angefallen. Ein Aufruhr der Pflanzenwelt! Ein dünner Zweig schnellte auf mich zu und schlug mir mein Taschenbuch aus der Hand. Ein riesiges Blattgewächs schob sich an mich heran und entfaltete sich knisternd wie ein Zeitungsblatt vor meinem Kopf. Ein bösartiges, kleines Bambusstöckchen versuchte mich in den Fuß zu stechen, mein Knie war plötzlich von einer blaublühenden Winde umschlungen und gefesselt, ich bückte mich, um es frei zu bekommen, und dabei fiel mein Blick auf Gretl.

Nein! Nicht auf Gretl. Auf eine fremde, schöne Frau, die ich nicht kannte. Ich muß Ihnen gestehen, Doktor, ich war in solcher Verwirrung, daß mich wirklich einen Augenblick lang der Gedanke beschäftigte: Was sucht diese fremde, schöne Frau in meinem Treibhause? Wer hat sie hereingeführt? Es war, als hätte ich mein Gedächtnis verloren, aber nur den Bruchteil einer Sekunde lang, denn die fremde Frau stieß jetzt einen Ruf des Entzückens aus und kniete auf die Erde nieder, ganz unbekümmert, so wie kleine Mädchen niederknieen, und an dieser raschen, kindlichen Bewegung erkannte ich meine Gretl.

Sie hatte das hundertfältige Blütenwunder der Schlinggewächse erblickt und pflückte jauchzend eine Blüte nach der anderen, und dann wies sie mit den Fingern auf ein großes Farrenblatt hin, und ich sah zwei Ameisen von einer fast fingerlangen, rostroten Art, die auf dem Blatt hin und her liefen. Ich entsinne mich noch, daß es mir durch den Kopf schoß: Zum Teufel, wie kommt denn dieses tropische Ungeziefer hierher? Aber ich hatte keine Zeit darüber nachzudenken, denn in diesem Augenblicke, da geschah das Fürchterliche.

Es war anfangs nur ein ganz leises Geräusch, das von den Blättern des Mangobaumes herzukommen schien, ein kaum hörbares Rieseln, ein Gleiten. Es wurde zu einem deutlichen Rascheln, ganz nahe meinem rechten Ohr, und ich wußte noch immer nicht, was das zu bedeuten hatte, aber dann kam das Zischen kurz und scharf.

Über Gretls Kopf hing eine Tik Paluga. Ceylons giftigste und gefährlichste Schlange war in meinem Treibhause. Die indische Kobra will immer fliehen, sucht, wenn sie nur irgend kann, sich zu verbergen, — aber die Tik Paluga greift sogleich jedes lebende Wesen an und beißt. Und da hing eine solche Tik Paluga zwischen den Blättern des Mangobaumes, hatte den Schwanz um einen Ast geschlungen, ihr Oberkörper schwang wie ein Pendel hin und her und zielte mit wütendem Zischen nach Gretls Kopf.

Ich wollte die Schlange packen und mit einem raschen Griff unschädlich machen — ich hatte in Indien gelernt, wie man mit Schlangen umgeht. Aber da fühlte ich plötzlich, daß ich nicht zugreifen konnte, meine Hände zitterten heftig, ich war ja ein alter Mann! Und da rief ich Ulam Singh zu Hilfe.

Ulam Singh hörte mich sofort. Er fuhr auf, sah die Schlange und erkannte die Gefahr. Mit einem blitzartigen Zufahren ergriff er die Tik Paluga am Schwanz und wirbelte sie im Kreise in der Luft herum. Ich kannte diese Art, Schlangen unschädlich zu machen, von Indien her, ich wußte, daß er jetzt den Schwanz des überraschten und durch die Raschheit der Bewegung betäubten Tieres loslassen und am Halswirbel zupacken würde — dann konnte die Schlange nicht mehr beißen. Aber — weiß Gott, wie das geschehen ist, wahrscheinlich hat Ulam Singh die Schlange nicht an der richtigen Stelle gepackt — die Tik Paluga glitt ihm durch die Finger, wand sich um sein Handgelenk und biß ihn in den Arm.

Ulam Singh schrie auf, starrte mich einen Augenblick wortlos an und ließ die Schlange zu Boden fallen. Ich sprang zu und zertrat ihr den Kopf. Das alles hatte sich gedankenschnell abgespielt. Von dem Moment, in dem ich das Zischen der Schlange zuerst gehört hatte, bis zu ihrem Biß waren nur Sekunden verflogen. Gretl hatte nichts bemerkt und pflückte noch immer die Blüten der Lianen, hinter ihr aber wand sich Ulam Singh in Krämpfen auf dem Erdboden.

(Schluß folgt.)

Die Gefangenen der Conciergerie.

Historische Skizze von Thyra Wendte-Ottens.

Die Wasser der Seine murmeln und spülen mit kleinen, schmutzigen Wellen gegen die Cité-Insel an, eine eintönige, klagende, nervenzerreißende Musik, die das Herz noch schwerer macht. Dunkel erhebt sich auf der Insel das Palais de Justice in den grau verhangenen Abend. Zweimal schon vernichtete Großfeuer etliche der vielen Gebäude. Was da noch steht, sieht nach Trümmern aus, ist nur trauriger Rest einer besseren Zeit. Schwüle Stimmung lagert über Paris; es regnet nicht, der Himmel kann nicht mehr weinen über das unendliche Leid der Menschheit.

Im südlichen Winkel des Palais brennt im oberen Teile der zierlichen, gothischen Sainte=Doppelkapelle ein müdes, flackerndes Licht, der Widerschein einer Kerze. Dieses kleine, tröstliche Licht durchdringt die nächtliche Finsternis und grüßt zaghaft den Gefangenen in der Conciergerie, der am vergitterten Fenster lehnt. Vor seinen Augen tanzt es hin und her, bis das schmerzliche Stöhnen seiner Lippen verstummt und der trügerische Schein lieblichere Bilder vor seine Augen zaubert, Tage der Hoffeste, Gottesdienste in jener Kapelle da drüben.

Seine Kleidung ist zerrissen, sein Haar wirr, sein Blick voll unsäglicher Trauer. Die Mauern der Conciergerie sind dick, man kann das Wehklagen der Hunderte, die gleich ihm Freiheit und Leben lassen müssen, hier nicht hören. Oder klagen sie am Ende gar nicht? Sind sie so stolz und still, wie es sich für Edelleute geziemt? Er wüßte es gern. Er weiß genau, daß auch seine Stunde schlägt. Heute abend hat man die Königin aus dem Tempel, in dem die königliche Familie eingekerkert war, hierher gebracht. Die Wächter unterhielten sich darüber. Er fühlt den grenzenlosen Schmerz eines treuen, mitfühlenden Herzens.

Die Nacht vergeht. Niemand kommt. Man hat ihm durch eine kleine Öffnung Wasser in den Kerker geschoben. Er ist abgesondert von aller Welt, niemand, der ihm Trost gibt, niemand. — Der Tag steigt langsam auf, der 21. Januar 1793.

Ihn friert. Man wirft ihm ein Stück trockenes Brot hin. Er hebt es auf, steckt es in die Tasche. Hunger quält ihn, aber er kann es nicht essen. Wirklich, er kann es nicht. Wie er Frankreich liebt! Er diente der jungen Königin Marie=Antoinette, er erlebte mit ihr das strahlende Glück und den tiefen Sturz. Nur als man sie gefangen nahm, war er auf einer Reise begriffen. Er eilte nach Paris zurück, zu spät, er fand sie nicht mehr, die ihm teuer gewesen.

Nun hat auch ihn das Schicksal ereilt. So wird er ihr treu bleiben, noch im Tode. Sie hat es manchmal scherzhaft gefordert. Da ist auch ein kleines, feines, helles Bild, das sich aus dem Dunkel hebt, eine zarte Gestalt, braune, gepuderte Locken, strahlende Schwarzaugen und ein verzogenes, schelmisches Mündchen. Er erbebt leise. Gott schütze sie!

Die Glocken läuten über Paris, Sturmglocken. Trommeln wirbeln in den Straßen. Da bricht er in die Knie und weint bitterlich. Er, der Mann! Ludwig XVI. ist nicht mehr! Tragisches Geschick eines Dulders, der sein Volk liebte. Die Frivolität seiner fürstlichen Ahnen schaufelte ihm sein frühes Grab.

Die Sonne steht hoch über Paris. Sie beleuchtet das Blutgerüst, sie bescheint ein mit Kalk gefülltes Grab auf dem Magdalenenfriedhof, das des königlichen Leichnams harrt. Das beschmutzte, zerrissene Spitzenjabot auf der Brust des Mannes feuchtet sich von Tränen.

Draußen rasseln Schlüssel — Stimmengewirr — Tritte, die sich seinem Kerker nahen. Er fährt mit dem Ärmel über die Augen. Niemand soll ihn schwach sehen. Wird er des Königs Nachfolger auf letzter Fahrt?

Man reißt die Tür auf, eine dunkel gekleidete weibliche Gestalt wird von rohen Fäusten in die Tiefe des Raumes gestoßen. Lachen und Wiehern begleiten dieses Schauspiel, hämische Worte, die der Zitternden ein rechtes Amüsement wünschen. Dann fliegt die Tür zu. Der einsame Mann hat Gesellschaft bekommen.

Die dunkle Gestalt ist in die Knie gesunken. Ihre Stirn schlägt gegen die feuchte Mauer, ihre Hände bedecken das Gesicht. Ein trostloses Wimmern schneidet dem Manne ins Herz. Aus seinem Winkel wirft er mitleidige Blicke auf die zusammengekrümmte Gestalt. Es ist dunkel im Raume, das enge Fenster läßt nur wenig Licht herein. Sie scheint jung zu sein, die Gefangene. Er verläßt seinen Winkel, er macht ein paar Schritte, steht hinter ihr. Seine Hand gleitet behutsam über zerzaustes Frauenhaar, seidenweiche, braune Locken. „Madame!" Seine Stimme klingt unendlich gütig. Er hat das eigene Leid fast vergessen, er sieht nur das fremde, und es ist das einer Frau.

Sie verstummt, sie hebt den Kopf. Sie lauscht. Nun wendet sie ihm das Antlitz zu, ihre weiße Stirn leuchtet ihm entgegen. Zwei Augenpaare begegnen sich in fassungslosem Begreifen. Er reißt sie vom Boden empor. „Komtesse!!"

Sie lehnt an der Wand, streicht zitternd die Locken aus der Kinderstirn. Tonlos ist ihre Stimme, kommt aus weiter Ferne. „Wo sind wir, Graf?"

Die Stimme versagt ihm vor Erschütterung. Ihre kleinen, kalten Hände bedeckt er mit Küssen. „Minette, wie kommen Sie hierher?" — Sie zuckt mit den Schultern, wiederholt ihre Frage: „Wo sind wir?" — „In der Conciergerie, im Todeshaus", murmelt er mit bleichen Lippen. — „Hier, oh, hier!" Ihren Augen entstürzen Tränen, tief neigt sich ihre Stirn. Er breitet die Arme aus. Sie lehnt sich an ihn, sie, die bei Hofe bekannt war durch ihre Sprödigkeit, die ein Kind blieb inmitten des Lasters, die dem alternden Grafen nur immer Freundschaft entgegengebracht, weil sie die Liebe nicht kannte. Nun heben sich ihre Augen ihm entgegen, ihr Mund nähert sich dem seinen, sucht inmitten der Todesnot das warme Leben, findet es. Fieberschauer schütteln die zarte Mädchengestalt, ein Funke heißer Lebenslust springt plötzlich in ihr auf. Sie will ja noch nicht sterben, sie will nicht. Sie hat das Leben ja noch gar nicht bis in seine seligen Tiefen kennen gelernt. In dieser Stunde voller Todesnot gießt die Sehnsucht nach dem blühenden Leben Feuer in ihre Adern. Ihr Atem fliegt, ihre Wangen glühen, ihre Augen glänzen irre.

Der Mann, der am Hofe draußen der Unerfahrenen Hüter sein wollte, fühlt, daß ihr Verlangen viel mehr dem Leben selber gilt denn ihm. Er will ihr das Scheiden nicht schwerer machen. Ihr braunes Köpfchen an seiner Brust streichelt er mit ruhiger Hand. Wie eine Warnung steht es vor ihm: „Wer das Leben nie zu tiefst genoß, wird es leichter lassen können als der, dem es alle Pforten öffnete." Ihre Küsse sind vor Angst so heiß. Noch einmal fragt er: „Wie kommen Sie hierher, Minette?" Er erreicht seinen Zweck, sie wird von der grausigen Furcht abgelenkt.

Was hat sie denn groß getan! Auf dem Platz Ludwigs XV., wo man über dem Piedestal der zertrümmerten Bildsäule das Blutgerüst errichtet hat, an jenem Ort, der des königlichen Großvaters Ruhm verherrlichte, hat sie versucht, sich durch das Volk zu drängen. Ihre dunkle Kleidung fiel nicht auf, wohl aber ihr Gebaren. Sie weiß nicht, woher ihr der Mut gekommen ist, der flammende Mut. Zwanzigtausend Nationalgardisten standen auf dem Platze unter Gewehr. Kanonen mit Kartätschen geladen, waren gegen das Schafott gerichtet. Ein starkes Reitergeschwader unter dem Befehle des Generals der Nationalgarde Santerre umgab die Geschütze.

Sie hatte das Tuch gegen den Mund gepreßt, um nicht ihr Weh, ihre Empörung hinaus zu schreien, die kleine Komtesse. Es gelang ihr, sich bis dicht zu Ludwigs Wagen vorzudrängen, da hat sie das Tuch genommen und — dem Herrscher zugewinkt. Sie wußte, daß er sie bemerkt hatte, aber er sah zur Seite, wollte nicht, daß man ihr seinetwillen ein Leid antat.

Man achtete nicht auf sie, viele Hände erhoben sich hinter ihr im Zorn gegen den König. Es war, als hätte sie das Zeichen gegeben zur Entfesselung des Hasses, der lange aufgespeicherten Wut unterdrückter Volksmasse. Johlen und Pfeifen brach ohrenbetäubend los. Da war sie geflüchtet. Ein Offizier der Garde aber folgte ihr heimlich. Er sah ihre Tränen, als man dem König die Haare abschnitt, als man ihm die Hände band und er mit Edgeworth, dem Beichtvater, niederkniete.

Die kleine Komtesse hat noch gesehen, daß der Henker Ludwigs XVI. Haupt zur Schau trug, daß sich Hände und Tücher in seinem Blute badeten. Dann ergriff man sie, rohe Fäuste stießen sie vorwärts. Jener Offizier, der sie verfolgte, oh, jetzt erkannte sie ihn wieder, sie hatte seine wilden Liebeswerbungen einst voller Abscheu zurückgewiesen, und jetzt nahm er Rache.

Ihre Tränen fließen nicht mehr. „Ich habe doch nichts getan, man kann mir nichts vorwerfen. Darf man denn nicht einmal mehr um einen Sterbenden weinen?" — „Nicht, wenn dieser Sterbende ein König ist", erwidert der Graf bitter. — „Sie müssen mich doch wieder frei lassen." Er nickt nur. Armes Kind, denkt er gequält, armes, junges Vögelchen, dein Flattern hilft dir nichts. Aber er spricht es nicht aus. Wozu auch? Das Grauen kommt noch früh genug.

Sie ist verstummt. Der ungeheuere Schmerz läßt sie erstarren. An der Brust des Mannes lehnt sie, hilflos, matt, vernichtet. Tiefes Schweigen umfängt beide.

Die Wasser der Seine glänzen im Sonnenlichte des 21. Januar und spülen in kleinen Wellen gegen die Cité-Insel an. Die Gefangenen der Conciergerie harren mit zerrissenen Herzen des Urteilsspruches. Wann holt man sie!

Der Zweikampf.

Skizze von **Joh. Edward Brandt.**

„Scher' dich zum Teufel!"

In der „Sonne" zu Mugnano war das verhängnisvolle Wort aus dem Munde Luigi Liccardis gefallen. Armando Felaco saß ihm gegenüber am Tisch, einst sein Kumpan beim Kartenspiel, heute Rivale in der Liebe.

Unglückseliges Spiel des Zufalls, das die beiden Burschen in dieser Stunde hier im Wirtshaus zusammenführte. Ein Fremder, der den Vesuv nicht ohne Führung besteigen wollte, hatte Armando hierherbestellt. Und der Weinberg der Liccardis lag fast vor der Tür. In letzter Minute war der Ausflügler an seiner Bergtour verhindert worden und hatte vor einer Viertelstunde von Neapel aus abtelephoniert. So nahm der um seinen Lohn Geprellte einen Schoppen von dem blutfarbigen Wein. Es war nicht bei dem einen geblieben. Der aus seinem Weinberg in das Wirtshaus eintretende Luigi stieß auf einen Angetrunkenen.

Das paßte dem gar nicht so übel in seinen Kram. Insonderheit seit dem gestrigen Abend, da die schöne Angelina Volpi erklärt hatte, daß ihr der Weinberg der Liccardis lieber sei, als der immer in der Luft hängende Führerverdienst des Felaco.

Also! Nicht so leicht wiederkehrende Gelegenheit, um dem verhaßten Gegner eins zu versetzen und ihn über die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen um Angelina gründlich aufzuklären.

Das war nun in gebührendem Maße geschehen, bevor das schicksalsschwere Wort von den Lippen des glücklichen Bewerbers kam. Dieses Wort hatte Armandos Beleidigung gegolten, seiner frechen Behauptung, daß Luigi ein hinterhältiger Feigling sei.

„Das wird sich auf der Stelle erweisen, ob ich ein Feigling bin oder nicht", schrie Luigi. „Wenn du Mut hast, dann komme mit!"

„Ich komme mit, Liccardi", lallte der Halbbetrunkene.

Mit zitternden Händen räumte Marietta, die im Wirtshaus bediente, den von den beiden Burschen mit Wein übergossenen Tisch ab. Da erschien ihr Vater, Carlo Gamberini, der Wirt: „Was hat's gegeben, Marietta?"

„Felaco hat sich einen angetrunken, Vater, und Liccardi kam dazu." Der Alte lüftete das gestickte Hauskäppchen und kratzte sich auf dem Schädel. „Hm, hm, hm, Marietta, gab es Händel?" — „Selbstverständlich — wegen der Angelina."

Gamberini trat an das Fenster. Er sah noch, wie die beiden Streitenden, heftig gestikulierend, um die Ecke des Weges bogen. Auch bemerkte er das Messer, das in der Hand Armandos blitzte.

„Sie schlagen die Richtung nach dem Friedhof ein, Marietta."

„Wenn schon!"

„Das hat nichts Gutes zu bedeuten, mein Kind. Man sollte die Karabinieri verständigen."

„Häng dich nicht in anderer Leute Angelegenheiten, Vater!"

„Da hast du recht." Gamberini, der schon auf dem Wege zum Fernsprecher gewesen, machte halt. Er kehrte um, trat auf's neue an das Fenster und schaute besorgt in den aus Gold und Blau gewobenen Tag hinaus. Von Feigen und Trauben, Orangen und Zitronen, Mandarinen und Oliven schwoll da draußen die Welt.

Luigi Liccardi und Armando Felaco waren am Friedhof von Mugnano angelangt. Ein ärmlicher Gottesacker und doch einer süditalienischen Stils. Feierlich standen seine Zypressen gleich Wächtern um die aus weißem Marmor gemeißelten Kreuze, und aus dem Dunkel der schon zerfallenen Kapelle leuchtete das Bild der Madonna. Vor dem vergitterten Tore des kleinen Gotteshauses, das den Blick auf Bild und Altar freigab, blieben die Burschen stehen und schlugen beide das Kreuz.

Da lief ihnen Cesare Beffi in den Weg. Der war hier Wächter und hatte darauf zu achten, daß niemand einen Perlenkranz von den Gräbern stahl. „Was schafft ihr hier, Liccardi und Felaco?" In seiner Betrunkenheit knurrte Armando ein paar unverständliche Worte. Aber Luigi sagte: „Du kommst mir gerade zu Paß, Cesare, denn du kannst unser Zeuge sein. Daß alles in Ehren und Ordnung vor sich ging und daß keiner den anderen zu übervorteilen vermochte."

„Hier, Luigi? Der Ort ist geweiht."

„Hinter der Mauer, auf dem Wiesenplan, Cesare, damit der Unterliegende keinen allzu weiten Weg hat."

„Wenn ihr euch einig seid, Luigi, mir ist es recht."

„Wir sind uns einig, Cesare", sagte Liccardi. Felaco nickte. Die drei Neapolitaner waren auf dem Wiesenplan angelangt, der die Hinterseite der Friedhofsmauer von einem Orangenhain schied.

„Um festzustellen, wer ein Feigling ist." Mit diesen Worten streifte Luigi Liccardi das buntfarbene Wollhemd herunter und bot dem Todfeinde die nackte, schwarzbehaarte Brust. Das gleiche tat Armando Felaco.

„Wenn ich bis drei gezählt habe . . ." rief Cesare Beffi.

Die Messer blitzten. Wie eine Bestie stürzte sich der angetrunkene, um Angelina betrogene Armando auf den Nebenbuhler. Gelenkig wich Luigi dem ersten Stoße des gezückten Messers aus. Aber der zweite saß ihm tief in der linken Seite. Luigi Liccardi brach tot zusammen. Armando Felaco hatte ihn mitten ins Herz gestochen. Das stellte Cesare Beffi als Zeuge fest. Dann wandte er sich an den Sieger. „Ich werde in der „Sonne" an die Karabiniert telephonieren. Warte hier, Armando Felaco!"

„Ich warte hier." Der Wächter entfernte sich. Als er mit den Polizisten zurückkam, fand er Armando Felaco noch auf demselben Platz, neben Luigi Liccardis Leiche.



Das Menü des Yogi.

Narasingha Siyani war der Yogi, dessen übernatürliche Fähigkeiten bei allen Ärzten Indiens ungeheures Aufsehen erregt hatten. Er hatte die tödlichsten Gifte zu sich nehmen können, ohne daß es seinem Organismus irgend etwas geschadet hatte. Um so erstaunter war man in Indien über die Nachricht, daß der Yogi im Krankenhause von Rangun einer Strychninvergiftung erlegen ist. Man erfuhr, daß Narasingha Siyani während einer öffentlichen Vorstellung Glas, eine größere Portion Salpetersäure, ein Gramm Strychnin, ein Gramm Zyankali und etwas Schwefelsäure vertilgt und daß dieses unheimliche Menü seinen Tod herbeigeführt hatte. Sein Manager erklärte allerdings, der Tod des Yogi sei nur auf die Tatsache zurückzuführen, daß Narasingha Siyani vor der Vorstellung durch Besucher abgehalten worden sei, die für ihn unerläßlichen geistigen Übungen durchzuführen.

*

Die bekehrte Schönheitskönigin.

Vor elf Jahren war der Name von Edith Pennington in aller Munde, denn sie war damals zur Schönheitskönigin erkoren worden, und ihr Bildnis zierte als „Miß Universum" alle Zeitungen und Zeitschriften. Man erfuhr alles mögliche über diese reizende junge Dame: daß sie eine schöne Altstimme habe, frühmorgens mit den Hühnern aufstehe und vortrefflich Tennis spiele. Aber dieser kurze Glanz verblaßte jäh. In den folgenden Jahren traten andere Schönheitsköniginnen auf, und Edith Pennington geriet in Vergessenheit. Jetzt erscheint ihr Name wieder häufig in der amerikanischen Presse, aber in einem ganz anderen Zusammenhang als früher. Die junge Amerikanerin ist „erweckt" worden. Sie hat ihr Herz vom irdischen Tand abgekehrt und dem Himmel zugewandt. Sie ist eine leidenschaftliche Vorkämpferin der Religion geworden und zieht als Predigerin im Lande umher. Da sie noch immer schön ist, so findet sie viele Bekehrte, die ihr folgen.

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.